

Beilage zu Nr. 191 des Enzthälers.

Neuenbürg, Donnerstag den 3. Dezember 1891.

Kronik.

Württemberg.

Stuttgart, 1. Dez. Das war einmal eine interessante Versammlung, welche gestern Abend im großen Saale des Bürgermuseums stattfand und von dem neugegründeten „Evangelischen Männerbund“ einberufen worden war. Auf der Tagesordnung stand ein Vortrag des Pfarrers Sandberger aus Heselach über „Ethische Pflichten, welche uns die moderne Arbeiterbewegung auferlegt.“ Hoisprediger Braun eröffnete kurz nach 8 Uhr die von etwa 500 Personen besuchte Versammlung, indem er einleitend auf den Zweck des Männerbundes hinwies, „Gliedern der verschiedenen Stände und Berufsarten Gelegenheit zu geben, in brüderliche Gemeinschaft miteinander zu treten und in solcher Gemeinschaft eine gesunde Übung der brennenden sozialen Fragen und Aufgaben in ihrem Teil anzustreben.“ Obwohl der Verein sich „Evangelischer Männerbund“ nennt, will er vor allen Dingen eine christliche Weltanschauung und nicht einen konfessionellen Standpunkt zum Ausdruck bringen. Er steht deshalb auch ähnlichen Bestrebungen Andersgläubiger durchaus sympathisch gegenüber. Nunmehr nahm Sandberger das Wort, um in gedankenreicher, formvollendeter Rede die Aufgaben unserer Zeit gegenüber der immer mehr um sich greifenden Zerfetzung zu schildern. Wenn die wirtschaftliche Entwicklung die Wege der Armen und die der Reichen immer mehr auseinandergehen lasse, so sei doch an dem Einmaleins aller Frömmigkeit festzuhalten: Die Wege Gottes trennen nicht, sondern führen zusammen. Der Redner erörterte das Wesen der Sozialdemokratie, deren Forderungen zum Teil nicht unberechtigt seien, deren agitatorische Hauptaufgabe aber darin besteht, den Klassenhaß wach zu erhalten; er geißelte das Halbwissen der „aufgeklärten“ Arbeiter, das zum Größenwahn führe und doch jeder positiven Grundlage entbehre. Ein „Generat Rezept“ für die soziale Frage gäbe es zwar nicht, aber durch eine energische zielbewusste „Agitation der Liebe“ könne mancher schwere Mißstand beseitigt werden. Namentlich aber sei es notwendig, daß die bevorzugten Klassen sich daran gewöhnen, entsprechend dem Geiste des Christentums, den Arbeiter als Mitbrüder zu betrachten und ihm offen und ehrlich die Hand zur Versöhnung zu reichen. „Darum weg mit dem Bildungshochmuth, dem Kastengeiste und dem Standesbewußtsein. Der Arbeiter kann von uns lernen und wir von ihm.“ So schloß der Vortragende seine mit großem Beifall aufgenommenen Ausführungen, die einen gewaltigen Eindruck bei den Zuhörern hinterließen. Dem Referenten trat Schriftsetzer Tauscher in längerer gewandter Rede entgegen. Nach seiner Ansicht wird es dann erst besser, wenn ein „heiliger Haß“ zwischen die heutige Gesellschaft gefahren ist. Mit der Proklamation der christlichen Liebe sei

nichts gethan; Not und Elend lassen die Liebe nicht zur Thüre herein. Tauscher, welchem Pfarrer Sandberger in geschickter Weise erwiderte, hatte zwar scharf aber in anständigem Tone gesprochen, umso unangenehmer berührte das Auftreten des folgenden Redners, des Schriftsetzer Bahler, der am Schlusse seiner kontusen Darlegungen, die in dem Satze gipfelten, „wenn ich nichts im Wagen habe, kann mir der Herrgott auch nichts hinein thun“, den anwesenden Geistlichen Wohlleben und fetter Pfänden vorwarf (dabei ist Bahler selbst ein Mann von 250 Pfd. Gewicht, somit eine nicht ganz zutreffende Verkörperung des sozialen Elends) und mit der vom Vorsitzenden gerügten cynischen Bemerkung „damit jud!“ die Rednerbühne verließ. Nachdem Bahler von Hoisprediger Braun gehörig abgeführt worden war und Redakteur Schreyff mit vielem Humor und Geschick in die Debatte eingegriffen hatte, meldete sich Schreiner Klotz zum Wort, um in durchaus sachlicher Weise seinen abweichenden Standpunkt darzulegen. Sandberger und Braun erwiderten. Die beiden Geistlichen zeigten sich nicht nur als äußerst gewandte, schlagfertige Redner, sondern auch als gründliche Kenner des Sozialismus und seiner Litteratur. Um 11 1/2 Uhr schloß das interessante Rededuell, bei welchem auch der gegenwärtige Buchdruckerstreik ein große Rolle spielte u. das in späteren Versammlungen seine Fortsetzung finden soll. Sehr viele der Anwesenden zeichneten sich als Mitglieder des neugegründeten Vereins ein. — Die große Bedeutung der geistigen Versammlung liegt in dem Umstande, daß die Sozialdemokraten, die sich sonst so gerne als die „Geknebelten“ geriere die uneingeschränkte Redefreiheit genossen haben, und ihnen dieselbe auch für die Zukunft garantiert worden ist. Daß die Einberufer der Versammlung es mutig wagten, den Stier sozusagen an den Hörnern zu fassen, das machte einen äußerst günstigen Eindruck. Den Sozialdemokraten wäre es offenbar lieber gewesen, wenn sie „unterdrückt“ worden wären, denn daß sie mit dem Ergebnis des Abends nicht zufrieden waren, das konnte man ihnen von den Gesichtern ablesen.

Zur Verwaltungs-Reform.

I.

Das Gesetz über die Verwaltungsreform vom 21. Mai 1891 ist mit dem 1. Dez. d. J. in Kraft getreten. Die erste sichtbare und die Oeffentlichkeit beschäftigende Wirkung wird der Art. 75 des Gesetzes hervorbringen, nach welchem binnen drei Monaten, also vor dem 1. März 1892, im ganzen Lande der Bürgerausschuß neu zu wählen ist. Da der seitherige Modus in verschiedenen Richtungen Abänderungen erfahren hat, so dürfte es nicht unzweckmäßig sein, dieselben hier kurz zu besprechen. Nach Art. 9 Abs. 3 des Gesetzes sind die Vorschriften über die Gemeinderatswahlen auch auf die Bürgerausschuß-

wahlen sinngemäß anzuwenden, es muß also für letztere 1) in jeder Gemeinde durch Beschluß des Gemeinderats und Bürgerausschusses ein Tag des Monats Dezember bleibend als Wahltag bestimmt werden; 2) die Wahlkommission aus dem Ortsvorsteher, ersten Gemeinderat und Bürgerausschußobmann bestehen; 3) für den Fall, daß am ersten Wahltag nicht mehr als die Hälfte der Wähler abgestimmt hat, ein Termin zur Fortsetzung der Wahl anberaumt werden. Neu ist ferner, daß die Mitglieder des Bürgerausschusses auf 4 Jahre gewählt werden und alle zwei Jahre die Hälfte auszutreten hat, daß die Ausretenden sofort wieder gewählt werden dürfen (während ihrer Wahl in den Gemeinderat nichts entgegensteht). Der Bürgerausschuß wählt seinen Obmann selbst und zwar alle zwei Jahre. Dadurch ist es möglich, daß ein Mitglied, welches bei seinem Eintritt in das Kollegium zum Obmann gewählt wird, nach Ablauf von 2 Jahren durch einen andern Obmann ersetzt wird und dann noch zwei Jahre als gewöhnliches Mitglied im Kollegium zu verbleiben hat. Noch nicht allgemein bekannt sein dürfte, daß es die bürgerlichen Kollegien ganz in der Hand haben, ob die erstmals gewählten Mitglieder des Bürgerausschusses auf 1, bezw. 3, oder auf 3 bezw. 5 Jahre gewählt sein sollen. Zur Bornahme der Wahl giebt das Gesetz einen Spielraum von 3 Monaten. Wird in einer Gemeinde der Beschluß der bürgerlichen Kollegien, betr. den Bürgerausschuß-Wahltag anfangs Dezember d. J. und so gefaßt, daß die Wahl Ende Dezember 1891 stattfindet, so hat die Hälfte der Neugewählten mit dem Ende des Jahres 1893 — mit dem Ablauf des auf die Neuwahl nächstfolgenden Jahres mit gerader Jahreszahl — die andere Hälfte mit dem Ende des Jahres 1894 auszutreten. Hierbei gelten diejenigen, welche bei der Wahl die geringere Stimmenzahl erhalten haben, als auf die kürzere Amtsdauer gewählt; im Falle der Stimmengleichheit entscheidet das Los. Die erstmalige Wahl des Bürgerausschuß-Obmanns und seines Stellvertreters hat bis zum Ablauf des auf die Wahl nächstfolgenden Jahres mit gerader Jahreszahl Gültigkeit. Späterhin wird je im Dez. in den Jahren mit gerader Jahreszahl die Gemeinderatswahl vorgenommen werden.

Im Falle der Meinungsverschiedenheit zwischen dem Gemeinderat und dem Bürgerausschuß über einen Gegenstand, bezüglich dessen der letztere gefällig um seine Zustimmung zu hören ist, kann der Gemeinderat den Gegenstand zu wiederholter Beratung in gemeinschaftlicher, unter der Leitung des Ortsvorstehers vorzunehmender Verhandlung beider Kollegien bringen, wobei nach absoluter Mehrheit sämtlicher vertretenen Stimmen darüber Beschluß zu fassen ist. Bisher blieb es, wenn der Bürgerausschuß „Nein“ sagte, beim alten. In der Hand eines gewandten Ortsvorstehers kann diese Neugestaltung der Dinge

unter Umständen zu hervorragender Bedeutung in dem Gemeindegewerbe werden. Handelt es sich um die Erfüllung einer Verbindlichkeit der Gemeinde oder einer gesetzlichen Obliegenheit der Gemeindeverwaltung, so muß bei vorliegender Meinungsverschiedenheit die Beschlussfassung in der angegebenen Weise unter Zusammenritt beider Kollegien erfolgen.

A u s l a n d.

Petersburg, 1. Dezbr. Minister v. Giers hat gleich nach seiner Ankunft hier selbst den deutschen Botschafter General v. Schweinitz besucht; er verweilte bei demselben mehr als eine Stunde.

Miszellen.

Auf Höchsten Befehl.

Novellette von **Karl Neumann-Strela.**
(2. Fortsetzung.)

In militärischer Haltung blieb der Grenadier, ein Mann wie ein Eichbaum, an der Thüre stehen. Er sah ganz heiter drein, obgleich er, da er bereits seit einem Jahre in Potsdam diente, wohl ahnen konnte, weshalb der Kommandant ihn hatte rufen lassen. So mancherlei war ihm auf dem Wege zur Kommandantur durch den Kopf gegangen. Märsche und Paraden gib't's am Tage, und auf der Wache bist Du selten. Vom Trinken und Singen mit den Andern bist Du nie groß Freund gewesen, und so oft Du Abends allein in Deinem Stübchen sahest, hast Du Langeweile verspürt. Freilich, wenn Du einen Schatz hättest, dann wäre es anders; aber Du hast ja keine lieber als all die andern. D'rum wird's mit aller Langeweile zu Ende sein, wenn mir mein König einen Schatz giebt. Daß er was Junges und Hübsches für mich ausgesucht hat, ist so sicher wie Amen in der Kirche, denn das Junge und Hübsche liegt ja in seinem eigenen Interesse.

„Grenadier Willert,“ sagte jetzt der Oberst mit einem Seitenblick auf Dame Hensler, „Du wirst auf der Stelle kopuliert werden. Auf Höchsten Befehl.“

„Tritt näher, mein Sohn,“ sprach milde, in mitleidsvollem Tone der Geistliche.

„Ah!“ machte die Henslerin aus der Tiefe ihres Herzens. So hübsch, so jung, so kräftig hatte sie sich ihren Grenadier doch nicht gedacht.

„Zu Befehl,“ sagte Willert, indem er weiter in die Stube trat. „Ew. Gnaden, wo ist das Mädchen?“

„Na, hier, siehst Du denn nicht? Witwe Hensler, Deine Braut auf Höchsten Befehl!“

„Ja, ich bin diejenige. — —“ Die kleine, buckelige, häßliche, fünfzigjährige Henslerin erröthet, lächelt und senkt den Kopf.

Fährt der Blitz in den Eichbaum? Wie vor einem Gespenst taumelt der Grenadier zurück und an die Wand. Leichenblässe überzieht sein Gesicht, über seine Wangen stürzen die Thränen, und mit abwehrenden Händen schreit er: „Das kann ich nicht!“

„Was? Du willst mucksen?!“ schreit der Oberst. „Vorwärts! Herr Garnisons-

prediger, ich bitte; auf Allerhöchsten Befehl Sr. Majestät des Königs.“

Beide Hände schlägt der Gardist vor die Augen und stöhnt laut auf: „Gott im Himmel, ich kann's nicht!“

„Soll ich Dir Spiekruten diktieren? Soll unser Allergnädigster König über Dich den Stab brechen lassen? Hierher, sofort! — Witwe Hensler, hierher!“

Der Gardist taumelt vor. Er sieht nicht, daß neben ihm die Braut steht, er hört nicht, was der Prediger sagt. Er hört und sieht gar nichts. Vor seinen Augen tanzt und schwirrt Alles.

— — „Liebet euch — Seid glücklich.“ Der Prediger sagt das so kalt, so überzeugungslos. Es klingt wie Hohn.

— — „Amen,“ sagt der Prediger.

„So, fertig; jetzt könnt ihr gehen!“ jagte der Oberst.

Willert taumelt hinaus. Dame Willert, verwitwet gewesene Hensler, knigte und folgte dem Gatten. Auf der Flur stand Philipp und hielt sich die Seiten vor Lachen. Dame Willert sah ihn von oben herab an; die Frau Grenadierin war im Handumdrehen hochmütig geworden.

Es wurde Abend.

Durch das schmale, grünglasige Fenster und über die steinerne Diele des Stübchens irrte der letzte Sonnenstrahl. Ein Bett, ein Tisch, ein Stuhl und am Ofen ein Schemel, das war in diejem Stübchen Alles.

Auf dem Schemel, eine Hand vor den Augen, die andere vor der Stirn, saß der junge Ehemann. In seinem Kopfe und seinem Herzen war Alles wie todt. Die junge Frau auf dem Stuhle erzählte von ihrem Dorfe, ihrem Kobl. Er hörte nichts, er hörte nur immer noch das Eine: „Auf Höchsten Befehl!“ Und er knirschte mit den Zähnen.

Die junge Frau schwieg endlich still und gähnte. Sie blickte von der Seite zu ihm hinüber und dachte: „Heute willst Du ihm noch nicht zeigen, daß Du nicht von Stroh bist. Aber er soll Dich schon kennen lernen. Und der Mensch gewöhnt sich schließlich ja an Alles.“

Sie gähnte wieder und stand auf. Dieser Tag war ein so ungewohnter, aufregender für sie gewesen. Angekleidet legte sie sich auf das Bett, um einen Augenblick zu ruhen; u. wie sie so dalag, die verschlungenen Hände unter dem Kopfe, dachte sie mit spöttischem Lächeln an Lise Berg und an den König. Was wird er sagen? Daß ihn fluchen! Was der Himmel zusammengefügt hat, darf der Mensch nicht trennen!

Weiter dachte sie nichts. Nach einer kleinen Weile schnarchte sie.

Dem Grenadier grauste es.

(Fortsetzung folgt.)

Etwas weniger! In Petersburg hieß es, der Zar habe aus seinem Privatvermögen den Notleidenden 50 Mill. Rubel zur Verfügung gestellt. Es sind aber bloß 5 Millionen, und noch nicht einmal Goldrubel, sondern bloß Papier, also noch nicht einmal 10 Millionen Mark. Ein hübsches Sümchen an und für sich, aber bei der herrschenden Not ein Tropfen auf den heißen Stein.

Die Redaktion der in 90 000 Exemplaren in London erscheinenden hervorragenden englischen Monatschrift: „The Review of Reviews“ forderte im August 1890 ihre Leser auf, ihr mittelst beigelegtem Formular zu erklären, welchen See sie für den schönsten in Europa hielten. Einen Monat darauf veröffentlichte diese Zeitschrift das Resultat der überaus zahlreich eingelangten Urtheile. Als Sieger in dieser Schönheitskonkurrenz ging der Vierwaldstättersee hervor. Die Jungfrau im Berner Oberlande erhielt zudem als schönster Berg die meisten Stimmen, und als Schweizerstadt fand Bern am meisten Beifall. Genf kam in zweiter, Luzern in dritter, Zürich in vierter und Lausanne in fünfter Linie.

In Los Angeles im Staat Californien sind drei Yuma-Indianer wegen der Ermordung des alten „Medizinmannes“ ihres Stammes zum Tode verurteilt worden. Der letztere wurde vor einigen Monaten aufgefordert, Regen zu machen, und da seine „Medizin“ nicht den gewünschten Erfolg hatte, wie üblich, von 3 Indianern getödtet.

(Der kleine Hans) ist in Berlin bei seinem Onkel zu Besuch. Zu Haus haben ihm die Eltern eingeschärft, wenn ihn der Onkel frage, was er sich wünsche, solle er sagen: Einen Winterüberzieher. Der Onkel zeigt ihm nun die Sehenswürdigkeiten unter den Linden, dann gehen sie ins Café Bauer. „Was möchtest Du haben, Hanschen?“ fragte er den Kleinen. Darauf die treuherzige Antwort: „Einen Winterüberzieher.“

(Nebel.) Schreiber (bei starkem Nebel auf der Straße): „Was sag' ich nur gleich dem Bureauchef als Entschuldigung meines Zuspätkommens? — Halt, der starke Nebel! (Ins Bureau tretend:) Entschuldigen Sie, Herr Kanzleirat! Es — es — ich — ist — bin — so stark benebelt, daß ich den rechten Weg verfehlt habe!“

Gemeinnütziges.

(Einfaches Mittel gegen üble Gerüche.) Man zerschneide zwei oder drei hülfänglich große Zwiebeln, und stelle sie auf einem Teller auf den Boden des Gemachs. Sie ziehen in unglaublich kurzer Zeit alle üblen Ausdünstungen in dem Krankenzimmer u.s.w. an sich und sind jedenfalls den üblichen Räucherungen vorzuziehen, welche die üblichen Gerüche nur verdecken, aber nicht vertreiben. Man sollte die Zwiebeln alle sechs Stunden wechseln. Schon die alten Ägypter wendeten die Zwiebeln zu diesem Zwecke an, und im Mittelalter galten sie als ein Hauptmittel zur Verhütung der Ansteckung bei der Pest und anderen Seuchen.

* (Schmutzig gewordene Gypsfiguren) reinigt man am besten auf die folgende Art: In hellem, reinem Kaltwasser lasse man etwas Pergamentlein zergehen und die zu reinigende Figur, an einen Faden gebunden, in dieses Wasser, bis sie recht angezogen hat und lasse dieselbe dann trocknen. Hierauf bestreicht man die Figur worin etwas Alaun aufgelöst ist. Dieses einfache Mittel nimmt den Figuren von ihrer ursprünglichen Gestalt nichts und läßt dieselbe wieder ganz weiß erscheinen.

